

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Eine Minute lang lag sie still, Schweratmend auf dem Boden der Telega — um dann mit entsetzten Augen und unbeschreiblicher Furcht in ihren Bügen jäh aufzuspringen und aus voller Lunge zu schreien: „Die Wölfe! Die Wölfe, Stepan!! Da sind sie!! Sie werden uns zerreißen — —“ bis Katinka gelle Schreie ausstieß und der kleine Stepan mitweinte. Und Stepan fürchtete sich tausendmal mehr als damals vor den Wölfen, denn hier war etwas, das er nicht begriff, dem er machtlos gegenüberstand. Hilfe mußte er haben — einpeitschen mußte er auf die keuchenden schaumbedeckten Pferde...

So rasselten sie durch die langgestreckte Straße des Dorfes Tschernst, und die Bauern rannten aus den Häusern, staunend über die wilde Jagd. Vor dem Wirtshaus hielt er und trug Katia und den Buben ins Haus, während Katinka weinend im Schlitten blieb.

„Sie ist krank,“ erklärte er hastig der Wirtin. „Schicke nach einem Doktor, während ich sie zu Bett bringe.“

Und als der Doktor kam und Katia untersucht hatte, schüttelte er ernst den Kopf und sagte:

„Sie hat das Fieber, und zwar schon seit vielen Tagen. Weshalb ist sie nicht gepflegt worden?“ und ein scharfer Blick des Vorwurfs streifte Stepan.

„Ich bin heute erst aus dem Gefängnis frei gelassen worden und mußte von nichts.“

„Ah!“
Der Arzt kannte Jlines Geschichte. Der Mann tat ihm von Herzen leid, aber er mußte die Wahrheit wissen: „Ich werde tun, was in meiner Kraft steht; wachst du jedoch nicht über sie Tag und Nacht, so wirst du sie verlieren.“

„Verlieren! Mein Gott —“ jöhnte Stepan.
In diesem Augenblick trat die Wirtin ins Zimmer. Draußen wünschte jemand Stepan zu sprechen, sagte sie mit einem bezeichnenden Blick. Der Jemand war ein Kosak mit einer Botschaft vom Polizeichef, daß Stepan Jline unter keinen Umständen die Nacht in Tschernst verbringen dürfe und sich sofort auf den Weg machen müsse.

„Sieh einmal, Jline,“ sagte der Kosakentapitan Danoff, als Stepan in Sprudeln, sich überstürzenden Worten hervorgestammelt hatte, wie die Dinge standen, und den Offizier aus Augen anstarrte, in denen die hellen Tränen standen; „nicht ich war es, der dir diesen Paß ausgestellt hat, und nicht ich bin es, der dir helfen kann. Auf mir lastet die Verantwortung, die Befehle der höheren Stelle zur Ausführung zu bringen. Du mußt Tschernst sofort verlassen, Jline.“

„Aber ich war doch dreißig Tage fort,“ stotterte Stepan, sich an diesen letzten Strohhalm der Hoffnung anklammernd.

„Doch vorher warst du bereits zehn Tage hier. Dein Paß gestattet dir nicht, dich aus irgendwelchen Gründen länger als zehn Tage an irgendeinem Ort aufzuhalten. Es hat keinen Sinn, noch Worte darüber zu verlieren. Du mußt gehen.“

„Bei Gott, Erzelenz — —“ und eine Wut kam über ihn wie damals, als er, ein Berserker, gegen die Wolfsbestien gekämpft hatte.

Doch Danoff winkte nur dem Kosakenfergeanten zu, Stepan hinauszuführen, und sagte streng:

„Hast du Tschernst binnen einer Stunde nicht verlassen, so wirst du unter Eskorte nach Irkutsk abgehen!“

In Gedanken schlug Stepan ihn und Paschkin mit gewaltigen Hieben einer Traumagt nieder... wandte sich und stolperte auf die Straße.

Danoff aber schritt ärgerlich in seinem Bureau auf und ab. Er war durchaus nicht grausam veranlagt, wenn auch eigenwillig und hart, aber er fing an, dieses Mannes müde zu werden. Seine Pflicht lag doch so klar da...

Binnen einer Stunde hatte Stepan nach besten Kräften für Katia Fürsorge getroffen — mit dem Doktor gesprochen, ihm aus bitterem Herzen den Stand der Dinge erklärt und ihn beschworen, alles in seinen Kräften zu tun — mit den Bauern abgerechnet — ein anderes Pferd gekauft und nach genau sechzig Minuten rollte das Haus auf Rädern über den dünnen Schnee nach einem Dorf zehn Meilen weit entfernt.

Nicht einmal Paschkin konnte ihn hindern, dort die vollen zehn Tage zu bleiben, und sicherlich würde es ihm gelingen, jeden Tag auf irgendeinem Weg Nachricht über Katias Befinden zu erhalten. Die Kinder nahm er mit sich. Glücklicherweise hatte Katia, als sie fühlte, daß sie krank wurde, das Kind der Mutterbrust entwöhnt, und es spürte die Trennung kaum, während Katinka fortwährend weinte und nach ihrer Mutter rief. Stepan tröstete sie, so gut er konnte.

In Wirklichkeit hatte Verzweiflung ihn gepackt. Nun spürte er zum erstenmal die ganze ungeheure Macht zum Bösen von Paschkins Teufelspaß, unter Umständen, die die Seele eines jeden Mannes vergiften hätten. So tief ins Mark war er getroffen, daß er nur still vor sich hinbrütete und weder fluchte noch tobte. Worte, Flüche waren ihm zu winzig...

Er konnte an nichts denken als an Katia — wie sie sich im Fieber auf ihrem Bett umherwarf, unter Fremden verlassen, nach ihm schreiend. Ah, sorgten diese Fremden auch für sie, wie er gesorgt haben würde? Konnten sie sein krankes Weib mit zärtlichen Worten beruhigen wie er? Konnten sie — —? Nein, Katia mußte sterben.

Zwischen Mitternacht und Tagesgrauen bestieg er eines der Pferde, Katinka und das Kind bei einem Bauernweib zurücklassend, und galoppierte nach Tschernst. Katia

lag im Delirium. Sie phantasierte noch immer von den Wölfen und klammerte sich verzweifelt an ihn fest, obgleich sie ihn nicht zu erkennen schien. Doch seine Stimme hatte einen geheimnisvollen beruhigenden Einfluß auf sie. Der Arzt kam und versicherte ihm, für seine Frau werde getan, was in Menschenkräften stehe. Aber er konnte ihm keine Hoffnung geben. Die Krankheit war vernachlässigt worden. Das Fieber stieg immer höher. Er wußte, daß es nicht mehr lange dauern konnte — das Feuer mußte erlöschen aus Mangel an Brennstoff. Das Fieber hatte ihre Kraft verkehrt...

Erst am Mittag des nächsten Tages hörte Danoff, daß Zline wieder in Tschernsk sei. Er ließ ihn holen.

„Zline, ich kann es nicht gestatten...“ begann Danoff. Stepan gab keine Antwort, aber aus seinen Augen glühte es seltsam, unheimlich, wie eine eisig kalte Drohung, die Schauer des Entsetzens über Danoffs Rücken rieseln ließ, als habe die Hand des Todes ihn berührt. Noch lange sah er diese Augen vor sich, als Stepan gegangen war, ohne daß ein weiteres Wort gesprochen wurde. Er träumte von diesen Augen in der Nacht. Sie erinnerten ihn an eine halbvergessene Szene der Vergangenheit und stimmten ihn nachdenklich — — —

Er sah wieder den mauerungärteten Hof des Gefängnisses vor sich. Der gleiche Ausdruck, mit dem Zline ihn jetzt angeblickt hatte, war auch damals in den Augen des Mannes gewesen, der gekniet wurde auf jenem Gefängnishof und dem damals das Fleisch in Fetzen vom Rücken hing... Danoff erlebte die Szene von neuem. Wie der Mann von der Bank losgeschnallt wurde — wie er zusammenfiel — wie der Gouverneur mit seinem jungen Adjutanten Danoff vorbeisritt — wie der Haufen zerfetzten Menschentums da auf dem Boden mit einem Satz wie ein wildes Tier in die Höhe sprang und dem Gouverneur an die Kehle flog — wie er und andere mit ihren Säbeln auf die krallenden Hände und die beißenden Zähne loshackten... Doch das wilde Tier hatte sein Opfer mit den Zähnen zerrissen, und als ein Säbelhieb den Mann endlich niederstreckte, stürzten zwei Leichen zu Boden — der Mann mit gespaltenem Schädel — der Gouverneur mit durchbissener, zerfetzter Kehle...

Und das wahnstimmige Flackern und Leuchten in den Augen jenes Mannes von damals hatte er heute in Zlines Augen wiedergesehen!

Kapitän Danoff verfluchte Stepan Zline und verfluchte Paschkin und fluchte immer noch, als er endlich einschlief mit einer unklaren Idee, es sei seine Pflicht, eine Kosakenabteilung mit geladenen Gewehren nach Herrn Stepan Zline ins Wirtshaus zu schicken. Mehrmals in der Nacht wachte er auf und sah immer diese Augen vor sich. Ein armer Teufel, dieser Zline. Furchtbare Sache, dieser Paß, zweifellos. Ihn, und wenn Paschkin vom Teufel besessen war — schön und gut, solange er selbst die Folgen trug. Aber er, Danoff, dankte verbindlichst dafür, um Paschkins willen ermordet zu werden. Oh nein. Es war also keine Kosakenabteilung mit geladenen Gewehren, die Stepan am nächsten Morgen aufhielt, als er auf schaumbedecktem Pferde wieder nach Tschernsk hineinjagte, sondern nur der alte Kosakensergeant, allein und unbewaffnet, während Stepan von Waffen starrte. Er trug die Flinte auf dem Rücken, den furchtbaren Speer in der Hand, die Axt im Gürtel. Er war auf alles gefaßt.

Wie ein wildes Tier brüllte er auf, als der Sergeant die Hand emporhob und ihn anhielt, und riß mit einem Auf die Flinte vom Rücken.

„Schieß mich lieber nicht nieder, Stepan Iwanowitsch!“ sagte der alte Kosakensergeant ruhig. „Ich möchte mit dir sprechen, nicht mit dir kämpfen,“ und Stepan senkte den Flintenlauf, als er sah, daß der Mann unbewaffnet war. „Ich komme aus eigenem Antrieb — nicht vom Chef gesandt.“

„Dann eile. Sprich schnell. Mein Weib wartet.“

„Ich kam nur, um dich zu warnen. Du wagst zu viel, indem du nach Tschernsk kommst. Du mußt dir darüber klar werden, daß der Chef nicht anders handeln kann. Was für dein Weib getan werden kann, geschieht, auch du könntest nicht mehr tun — — —“

„Und du — wenn dein Weib dort liegen würde — was würdest du tun?“ stieß Stepan hervor.

„Ich — — —? Ich?? Bei Gott, ich würde tun, was

du tust, Stepan Iwanowitsch. Democh handelst du nicht Klug!“

„Klug oder nicht Klug. Mit diesen Händen und mit dieser Art habe ich da oben auf dem Paß elf Wölfe getötet,“ sagte Stepan Zline in eindringlichem Ton, als bringe er ein gewichtiges Argument vor, „und wenn es sein muß, so will ich elf Männer töten, wenn sie zwischen mich und mein krankes Weib treten. Sage das deinem Chef. Nun muß ich gehen —“ und er stieß dem Gaul die Hacken in die Seiten und verschwand im Morgennebel.

Mit vorsichtigen Augen sah er sich um, während er die Dorfstraße entlang galoppierte, konnte jedoch nichts Verdächtigtes entdecken und betrat, ohne daß ihn jemand belästigt hatte, das Wirtshaus.

Leise stahl er sich den Gang entlang zu dem Zimmer, in dem er sein Weib wußte, als sich die Türe öffnete und der Arzt heraustrat. Der starrte ihn einen Augenblick lang an, ohne etwas zu sagen, winkte dann und führte ihn an das Lager, auf dem Katia ruhte.

„Im Morgengrauen ist sie gestorben,“ sagte der Arzt leise. „Ich war die ganze Nacht bei ihr. Wir haben getan, was wir konnten, doch es war zu spät.“

Stepan Zline gab keine Antwort, sondern starrte nur wortlos auf das stille süße Gesicht. Dann, ehe der Arzt auch nur ahnen konnte, was er im Sinne hatte, beugte er sich nieder, nahm die Leiche samt Decken und Bettüchern in seine Arme und trug sie aus dem Zimmer. Draußen kletterte er auf sein Pferd mit seiner Bürde, so gut es ging, stieß ihm wieder die Hacken in die Seiten, und galoppierte den Weg zurück, den er gekommen war. In seinen Armen hielt er das, was ihm Leben und Hoffnung bedeutet hatte.

Der alte Sergeant sah ihn, wie er die Straße dahinstrafte, und verstand. Schwerfällig machte er Front, hob die Rechte zur Mütze und salutierte schweigend die Bürde, die Stepan trug — die äußerlich sichtbare Bürde — vielleicht auch die unsichtbare schwerere — — und sah ihm lange nach, bis Pferd und Reiter und Last an einer Wegbiegung seinen Blicken entchwanden.

Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Ein Teufel, dieser Paschkin...“

Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und dachte, leise vor sich hinpfiffend:

„Wenn Paschkin und Stepan Zline jemals wieder zusammenkommen — — —“

Den ganzen weiten Weg nach dem Polizeibureau schüttelte er den Kopf und pfiff vor sich hin und dachte darüber nach, was er tun würde, wenn er an Stepan's Stelle wäre. Diese Gedanken paßten durchaus nicht zu seinem Beruf als Kosakensergeant und Polizeimann.

(Fortsetzung folgt.)

Was die deutschen Baltten an unseren Gefangenen getan haben.

Von B. Roetting.

In unserer Zeit, wo die Lüge und die Verleumdung wahre Orgien feiern, wo unsere Feinde vor keiner Grausamkeit, ja selbst nicht vor dem Mordelord zurückschrecken, um uns zu veräugen, ringt wie ein reiner Ton durch ein wässres Klangegeviß jede Tat der Menschensiebe und opferneidigen Güte. Solche Taten haben die deutschen Baltten an unseren Zivilgefangenen und, wo es möglich war, auch an unseren Kriegsgefangenen unter steter Gefahr der Verschickung und Einlieferung vollbracht, wie aus der Schrift: „Aus baltischer Hilfsarbeit an notleidenden Reichsdeutschen“, Riga-Berlag Jonek und Poliwof, hervorgeht.

Als der Krieg mit Rußland ausbrach und jeder, der die Mittel hatte, sich über Schweden in die Heimat rettete, übertrug der Vorstand unserer deutschen Kolonie den Schutz für die zurückbleibenden Reichsdeutschen dem amerikanischen Konsulat. Diesen wurden auch alle für einen Hausbau gesammelten Gelder übergeben. Aber von Anfang an zeigte das Konsulat in Riga sich feindselig lau und wenn es — ganz selten — einmal tatkräftig eingriff, geschah es durch das unerwünschte Andringen zweier baltischer Bureauclerks oder die dringenden Forderungen adeliger Herren, die sich bis zu Drohungen steigern mußten.

Nur wenig von den Qualen, die unsere unglückseligen Zivilgefangenen zu erdulden hatten, ist in die Öffentlichkeit gedrungen. Diese Leiden waren so groß, daß man mit Schillers Carlos ausrufen möchte: „Ich frage, gibt es keinen Gott, was, büßen in seiner Schöpfung Könige so haufen?“ Denn letzten Endes ist die empörende Roheit der Polizeibeamten Schuld des Erzens, dessen Gebeine jetzt in irgendeiner Grube vermodert.

Eine Woche nach Ausbruch des Krieges wurden alle militärpflichtigen Reichsdeutschen in die entferntesten Gouvernements St-

Büchertisch.

— **Der Spiegel.** Anekdoten. Zeitgenössischer deutscher Erzähler. Preis brosch. 2 M., gebunden 3 M. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. — Der Herausgeber der Sammlung Karl Verbs wurde zur Zusammenstellung dieses Buches durch die Feststellung veranlaßt, daß die reine Anekdote seit ihrem letzten deutschen Meister, dem Wemmann Hebel, an ihrer klaren Ausformung verloren hat, und beabsichtigte, mit diesem Buche von neuem das Wesentliche dieser schätzenswerten Kunstform an Beispielen aufzuweisen und ihr neue Anhänger zu werben. Nach seiner Ausführung ist die Anekdote, die gedrängte, unbedingt in sich gerundete Darstellung eines Vorganges von irgendwie kennzeichnender Bedeutung, gleichgültig, ob kennzeichnend für eine bekannte Persönlichkeit, für einen Einzelmenschen, einen Einzeltypus oder nur als Vorgang an sich. Sie ist ein unbeschlicher Spiegel des Lebendigen. Eine moralische Nutzenwendung oder ein Einschlag des Komischen sind keine notwendigen Bestandteile. Die Anekdote soll aber eine einfach erzählende Mitteilung sein, die zwar scharf pointiert, aber sich jeder subjektiven Einmischung des Erzählers enthält. Die zufälligen Vorgänge müssen aber in ihrer Einzigartigkeit dennoch eine Allgemeinbedeutung für gewisse Lebenszusammenhänge oder für bekannte Persönlichkeiten haben. Nicht immer ist in den ausgewählten Anekdoten dieses Buches die reine Form der Anekdote getroffen, was aber keineswegs verstimmen kann, da diese Anthologie ja erst einen Versuch nach dieser Richtung hin darstellt und durch die wertvollen, größtenteils sonst noch nicht veröffentlichten Beiträge zeitgenössischer Schriftsteller eine Fundgrube literarischer Kleinodien bildet.

— **Stefan George.** Ein deutscher Dyrker von Will Scheller. Bese und Decker, Verlag, Leipzig. 143 Seiten. — Den Weg in die schwer zugängliche Kunst des vor kurzem 60 Jahre alt gewordenen deutschen Dichters Stefan George, zu weisen, müßt sich dieses Buch. Vielen wird es zum Verständnis notwendig und auch den mit dem Dichter Vertrauten wertvoll sein. Stefan George ist von Anfang an seines dichterischen Schaffens unbewußt seinen eigenwilligen, aber geraden Weg gegangen, und hat niemals ein Augenblick an den Geschmack der Masse gedacht. Die hiermit klare Schönheit seiner Verse, die Strenge seiner geschlossenen Art, die Neugierde abgegriffenen Sprachgutes, zog dem Dichter oft das abschreckende Urteil zu, seine Verse seien marokkalt. Seine Gesetzmäßigkeit sei Manier bloßen Vershebentums, seine ganze Kunst diene lediglich dem *l'art pour l'art*. Das Letzte dieser Ansicht darzutun, ist die Aufgabe, die sich Scheller stellte. Er weist den tief-menschlichen Zug der Dichtungen nach den sittlichen Zwang, unter dem sich George in seiner Dichtung zum Ueberpersönlichen hinauf-läutert, der ihn vom ästhetischen Erfühlen des Kosmos zum ethischen Richter der Menschheit, zum Priester einer tiefen Heiligtümer werden läßt, zu jener trotz marokkalem Mythos fest unmissenden Persönlichkeit, die einen Vergleich mit Dante nahelegt. Schellers Darstellung wird vom Bulschlak begeisteter Verehrung getragen, bleibt aber stets sachlich und hält sich jüngerhafter Beweihräucherung fern. Zur Einführung in das Lebenswerk des fünfzigjährigen besonders wertvoll sind die trefflich gewählten Proben seiner Dichtung. Das Buch wird die übertragende Bedeutung Georges weiteren Kreisen offenbar machen.

— **H. E. Tschirner: Das Tagebuch Heinrichs XXXII.** Die Beichte eines Fürsten. Verlag W. Borngräber, Berlin W 30. Preis geb. 6,50 M. — Eine eigentümlich monoton, ja man kann sagen, überküllivierte Welt spiegelt sich in diesen Tagebuchblättern, die doch getragen sind von einem tiefen Gefühl für Menschentum und Schönheit. Der heutige Dichter wird oft verwundert den Kopf schütteln, heute im 5. Kriegsjahr. Denn der Hauch der ihm aus diesem Buche entgegenatmet, ist so fremd, liegt so weit zurück, daß er oft kaum Verständnis dafür finden kann. Deshalb ist es aber keineswegs nicht ratlos, das Buch zu lesen, sondern im Gegenteil; diese „Beichte eines Fürsten“, die frei vom Dichter erfinden, das Spiegelbild einer Gesellschaftsklasse vor 1914 zeigt, die bei allem Ueber-Vesthetentum und Kosmopolitismus noch ein warmes Herz zeigt, das allerdings etwas anders pulsiert als das der Durchschnittsmenschheit, diese „Beichte“ ist kulturhistorisch zweifellos von Wert, für heute und für später. Dazu kommt die flüssige Sprache, die anschauliche padende Handlung, die der Verfasser durch die Blätter hindurch spinn und die dem Buche sicher Freunde werben werden.

— **Der Babylonische Turm.** Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Roman von Josef Ponten. Geh. 8.— M., geb. 8.— M. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Als ein Talent von harter Eigenart, das sich hohe Ziele steckt und ihnen mit leidenschaftlichem Ernst zusieht, ist Josef Ponten seit seinem Erstlingswerk „Jungfräulichkeit“ bekannt. Und als ein solches Talent, gereist im Laufe der Jahre durch innere Entwicklung und äußere Erfahrung, bewährt er sich auch jetzt wieder in seinem neuen erschienenen Werk „Der Babylonische Turm“. Die Schicksale eines Banunternehmers und seiner Familie — das ist, äußerlich genommen, der Inhalt des Buches. Aber was für ein Kühner Träumer und Phantastischer Held der

Arbeits dieser Banunternehmer Großjohann ist, welche starke, aber allmählich verbitterte und in sich vereinigte Lebensgefährtin er an seiner Frau gefunden hat, wie sein Emporkommen und sein Niedergang als typisches Schicksal eines ganzen Standes, als Teil einer modernen Stadtentwicklung gesehen und dargestellt ist, wie neben der Berufstragödie die Familientragödie, hervorgerufen durch den Fluch des Schweigens, des Einandernichtverstehens, die „Sprachverwirrung“, aufsteigt, mit jener sich verflechtend und das ganze zuerst fröhlich emporklimmende Geschlecht Großjohann fast vernichtend — damit wäre der eigentliche Inhalt des Buches schon näher, aber noch lange nicht in seinem ganzen Umkreis bezeichnet. Denn in diesem Umkreis ist auch unlösbar und nicht als bloßer Hintergrund, sondern als tragender Erdboden und umgebende Atmosphäre, Landschaft und Menschentum des Niederrheins einbezogen; alteste Volkart und -weisheit prallt auf neueste Entwicklungen im Sozialen und Geistigen; mit hallendem Rhythmus klingt das gesunde Arbeiten des guten alten Handwerks in das halb geohartige, bald schwindelhafte Treiben des neuesten Großunternehmertums. Eine Fülle von Gestalten, im Vordergrund und am vordessen hervortretend die Älteren Kinder des Hauses Großjohann, jedes für sich Typus und Individualität, und die Personen, die unmittelbar in das Schicksal der Familie hineingreifen und -verwoben sind: Patriarch und schlichte Handwerker, Ehrenmänner und Schurken, Weise und Lören, alle in Bewegung und Leben, alle zusammen ein Bild von so viel Farbe und Lebendigkeit, daß man staunen muß, wie oberflächlich doch diese Massen gewesen, wie klar und folgerichtig — und ergreifend der große Gang der Haupthandlung sich herausarbeitet.

— **„Das Lied vom jungen Sterben.“** Kriegsroman aus dem Van-de-Sapt von Fern. Schützinger. Dresden, E. Biersons Verlag. Preis 3,50 M. Ein Buch, das nicht in die Reihe der anderen von Verlagskünstler-Hand geschaffenen Werke gestellt sein will — nein, ein Schrei sind diese Zeilen, ein Schrei sinnlosen Schmerz, der sich mit eruptiver Gewalt aus dem Innern eines durch den nicht endenwollen Verlust der besten Kameraden verstärkten Herzens löst. Nur der Weltkrieg mit den unsagbaren Opfern, die er an den trotz Not und Tod an der Front verharrenden Infanteristen stellt, konnte den rohen Block bilden, aus dem Kameraden-Freundschaft und Treue, Heimweh und Jungenselbst nach Frauenliebe dies erschütternde Bild gefaßt. Mit elementarer Wucht reißen die Schilberungen von den Seelen-qualen unserer Söhne und Brüder in der Front an den Nerven des Lesers und lösen sich auf in den heißen Wunsch: „Herrgott, wie lang denn noch — gib bald ein Ende in Treue und Ehren!“ Wäre das Werk ein Gegenhall sein dieses am ehesten zur Völker-Verschönerung führenden Schmerzes um erlöschende Kameradenherzen, wie er durch die Schweiz aus dem „*Social d'une escouade*“ zu uns drang. Dann wird das „Lied vom jungen Sterben“ mit den Worten bereiten helfen, auf dem sich die durch vierjährigen Kampf entfremdete Völker wiederfinden können in dem gemeinsamen, tiefen Weh um das große Sterben.

— **Hugo Meyerheim, Muster und Erklärung für eine einfache Buchführung.** Aus einem Buche die Einnahmen, Ausgaben, den Kassenbestand, die Summe der Forderungen und Schulden sowie den Umsatzsteuerpflichtigen Betrag sofort zu ersehen. Auf Grund des § 27 der Ausführungsbestimmungen zum Umsatzsteuergesetz bearbeitet. Handelspraktischer Verlag, Berlin N.O. 43. Preis 60 Pf.

— Nummer 3926 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ erbringt aufs neue den Beweis für die Unverfälschtheit, die sich dieses altangesehene Wochenblatt, die in diesem Jahre das Jubiläum ihres 75-jährigen Bestehens feiern konnte, auch in diesen Kriegsjahren bewahrt hat. In ihrer Vielseitigkeit geradezu staunenswert ist die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ nicht nur eine Kriegschronik von unübertroffener Reichhaltigkeit, sondern sie berücksichtigt auch alle Zweige des modernen Kulturlebens in eingehender Weise.

Geographisches Schieberätsel.

Bloemfontein, Leonberg, Bern, Greifswald, Vionville, Lausanne.

Vorstehende Namen sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch fettliche Verschiebung, so untereinander zu legen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen von oben nach unten zwei bekannte Hauptstädte bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Homogramms in voriger Nummer.

T E A
 T a u b e
 E u g e n
 A b e n d
 e n d